

# Belletristische Beilage

## zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.  
(Wird jeder Sonnabends-Nummer ohne Preiserhöhung des Hauptblattes beigegeben.)

### Nach Jahren.

Ernst Roeder.

Da reitet ein Bursche  
Die Straße entlang  
Da drüben im Städtchen  
Auf's Pferd er sich schwang,  
Gar traurig ein Mädchen  
Am Thore noch stand:  
Er küßt' ihr die Wange,  
Er drückt' ihr die Hand.

Und sprach nur die Worte:  
Mein Lieb, ich muß gehn,  
Wir werden nach Jahren  
Erst wieder uns sehn;  
Doch mag ich auch fern sein,  
Gar ferne von hier,  
Mein Herz und die Liebe  
Sind stets nur bei dir.

Leb' wohl denn mein Liebchen,  
Auch du bleib mir gut!  
Leb' wohl denn! Und einmal  
Noch schwenkt' er den Hut.  
Sie nickt' nur und presset  
Die Hände auf's Herz: —  
Es hat keine Worte,  
Das Glück und der Schmerz.

Und als er verschwunden  
War über der Brück',  
Da konnt' sie nicht halten  
Die Thränen zurück.  
„Ich ahn' es; mein Herze,  
Was schlägst du so bang! —  
Zum letzten Mal ritt er  
Die Straße entlang!“

Und Jahre enteilten —  
Doch wer kennt das Land,  
Drin wohl jener Bursche  
Still liegt unter'm Sand? ..  
Nie kam eine Kunde  
Zum Städtchen zurück,  
Und ob auch manch Fremder  
Zog über die Brück'.

Und Jahre enteilten —  
Im Häuschen am Thor  
Schaut nimmer in Traver  
Ein Mägdlein hervor;  
Die ruht auf dem Friedhof  
Sanft unter dem Stein,  
Doch nahm sie die Liebe  
In's Grab mit hinein.

### Rainer, der Tirolerjäger.

Von Dr. Emil Freyburger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Zweimal wick Hortensia dem Sprunge aus; zum drittemal hätte das Publikum die Geduld verloren. Alles hielt den Athem an. Da rief Rainer mit lauter Stimme: „Alfred!“ Man mußte auch die leiseste Antwort vernehmen, und es wollte den Tiroler bedünken, als habe er auch aus der Ferne einen halbunterdrückten Laut gehört. Gleich darauf sprang Hortensia durch den flammenden Reif, ohne auch nur einen Faden ihres Mollkleides zu versengen, und ein nicht endenwollender Beifallssturm brauste durch den vollen Raum.

Rainer verließ, als die Vorstellung sich ihrem Ende zuneigte, den Circus und stellte sich an dem Ausgang auf, um sämtliche Zuschauer an sich vorbeizugehen zu lassen. Er spähte mit Sperberaugen, und es wurde ihm zur Gewißheit, daß der Knabe sich unter den Herausgetretenen nicht befunden. Der Späher begab sich, um nichts zu versäumen, noch einmal in das leere Zelt und rief Alfreds Namen. Der Bajazzo, der jetzt hinter dem Zelttuch hervorschaute, schüttelte verwundert den Kopf, Rainer aber wäre am liebsten in den Boden gesunken, denn er konnte sich an der

Hoffnung nicht mehr aufrichten, daß Alfred vielleicht schon längst bei seiner Mutter angekommen sei.

Der Weg vom Napoleonsplatz bis zur Straße von Porte-Neuve ist eine gute Viertelstunde lang. Rainer brauchte viel länger. Er blieb immer wieder stehen und sann und sann.

Frau von Hammerstein — sagte er sich — hätte gewiß schon längst die Kammerfrau oder die Köchin ausgeschiedt, um den guten Freund zu beruhigen, wenn Alfred zu Hause geborgen säße. Er saß also nicht zu Hause, nein! Sondern der gute Freund mußte die furchtbare Hiobspost selbst heimbringen, die er und nur er verschuldete.

„Aber der Knabe konnte sich doch auch verlaufen haben,“ rief ihm eine schwache Stimme zu.

„Verlaufen? Geraubt wurde er, wie vor drei Jahren der kleine Anton in Wien, von dem man in allen Zeitungen schrieb. Ja geraubt, ich weiß es ganz gewiß, und ich ließ mir ihn rauben.“

Während Rainer sich unter solchen Vermuthungen und Selbstanklagen ganz beledet nach Hause schleppte, hörte er plötzlich seinen Namen rufen und erkannte trotz des Dunkels die Kammerfrau.

„Ist Alfred zu Hause?“ ruft er ihr mit ganz erschreckender Stimme zu.

„Nein, Rainer, seine Mutter schickt mich ja, weil Ihr so lange ausbleibt. Sie fürchtet, es sei Euch ein Unglück begegnet.“

Rainer war kein so resoluter Charakter wie seine Toni, aber doch bei aller Weichheit des Gemüthes ein muthiger, allen äußeren Gefahren trotgender Mann. Als er aber jetzt mit der Kammerfrau die Treppe hinaufstieg und dann auf der Veranda, wo er jüngst so seelenvergnügt seinen Brief schrieb, Alfreds Mutter traf, brach er völlig zusammen und erreichte kaum noch einen Stuhl. Er konnte nicht sprechen, er konnte nur noch seufzen.

Frau von Hammerstein vermuthete, ihr Knabe sei verunglückt, todt, verbrannt, vom Hufe eines Pferdes erschlagen. Erst nach und nach erfuhr sie in abgebrochenen Sätzen den wahren Sachverhalt.

„Rainer,“ sagte sie mit unterdrücktem Schmerze, „Ihr seid unschuldig. Mein schwaches Mutterherz ließ sich durch eines unverständigen Kindes Bitte zu einer Thorheit verleiten. Doch schon manches Kind war verloren und wurde wiedergefunden. Es lebt Einer, der sieht Alles und weiß Alles, und der wird mir meinen Alfred wieder schenken, wenn es für mich heilsam ist. Nur etwas fürchte ich, und das wäre mir das Schrecklichste von Allem, und könnte mir das Herz brechen. Aber es ist zwecklos, Euch meine Vermuthung mitzutheilen, und auch Euer Herz noch zu verbittern. Thun wir, wenn Alfred bis morgen früh nicht heimkehrt, was zu seiner Auffindung zu thun ist! Machen wir die Anzeige bei der Polizei und setzen wir einen Preis aus für den, der uns den Knaben wiederbringt oder eine sichere Spur anzugeben vermag.“

Die arme Mutter, welche ihren Schmerz bisher noch beherrschen konnte, gab jetzt dem Rainer weinend die Hand und ließ sich dann von ihrer Dienerin zu ihrem Lager führen. — Noch im Bette schrieb sie dem Präfecten den ganzen Sachverhalt und suchte dann durch einen Schlafrunkl ihrem ermatteten Körper etwas Ruhe zu verschaffen. Doch der Gedanke, den sie dem Rainer verschwiegen, schreckte sie immer wieder vom Schlummer auf.

Sie glaubte nämlich auch, daß Alfred geraubt sei, aber nicht von Kunstreitern oder Zigeunern, wie die andern meinten, sondern von seinem eigenen Vater. Sie kannte einen solchen Fall, er wurde in den Zeitungen vertuscht, todtgeschwiegen, weil der Mann eine vielgefeierte Persönlichkeit war und man seinen Raub nicht gesetzlich strafen konnte. Doch die unglückliche Mutter kam darüber ins Irrenhaus. Der Mann wußte ganz wohl, daß die Mutter ihr Kind nicht gutwillig herausgegeben hätte. Gewalt brauchen und den Knaben durch die Polizei aus der Mutter Armen reißen lassen — diesen Skandal wollte der Edle vor der Welt vermeiden, und so kam er im Geheimen herbei, paßte einen günstigen Augenblick ab und raubte den Sohn.

Die Einleitung zu einem solchen Verfahren war ja von Alfreds Vater schon getroffen:

„Du hast gewiß nichts dagegen, wenn ich den Alfred im Herbst hole oder holen lasse.“ Die Gesetzgebung hat das richtige getroffen, indem sie im Falle der Trennung dem Vater die Söhne zuspricht.“

„Doch wie gesagt, erst im Herbst gedenke ich meinen Knaben zu mir zu nehmen.“

„So steht in jenem Brief,“ — sagte sich Frau

von Hammerstein. — „Er wollte mich sicher machen.“

„Erst im Herbst“, schreibt er. Er wußte wohl, daß ich meinen Knaben schließlich auch nicht gutwillig hergegeben hätte. Und ihn aus den Armen eines kranken gebrechlichen Weibes reißen zu lassen, dazu hätte die Courtoisie eines französischen Präfecten wahrscheinlich die Hand nicht geboten; so mußte er Schleichwege einschlagen. Er hat, wenn er nicht selbst kam, seine Spione geschickt, auf Schritt und Tritt den Knaben beobachten lassen, und allerdings eine sehr günstige Gelegenheit gefunden. Die Nacht deckte noch alles zu, und während ich hier mich kümmerge und weine, fährt mein geraubtes Kind schon meilenweit dahin.“

Rainer, welchem durch Vermittelung der Frau von Hammerstein die Erlaubniß zustand, sich erst um elf Uhr beim Schloßwächter zu melden, hatte die halbe Stunde dazu benutzt, nochmals den Circus und dessen Umgebung auszuspähen. Aber seine lauten und leisen Rufe nach dem Knaben erhielten keine Antwort. Sollte all das Gute, das er von Alfreds Mutter bis jetzt empfangen, so belohnt werden? Nein, er wollte, er konnte es nicht glauben. „Es lebt Einer, der alles sieht und alles weiß“, hatte Frau von Hammerstein ihm zum Trost und Beruhigung gesagt. Ja . . .

„Ja“ . . . So schloß ich den letzten Abschnitt. Rainer sollte noch ein Wort der Versicherung sagen, daß der, welcher alles sieht und alles weiß, auch ein Vergelter sein werde; da schlug für mich die Glocke, und die Pflicht rief mich von meinem Schreibtisch weg bis auf den fernen Centralbahnhof in Basel. Ich kam zu früh, ich suchte mir in den schattigen Anlagen ein lauschiges Plätzchen, um weiter zu erzählen: aber die spärlichen Bänke waren alle besetzt.

Nun bemerkte ich durch das Gebüsch hindurch eine kaum drei Fuß hohe Mauer und dahinter in der Tiefe verschiedene Grabsteine, Tannen, Cypressen, Ephenranken. Ich versuchte es, mich durch das Gesträuch hindurch zu drängen und der stillen Stätte zu nähern, wo aller Streit und Jammer aufhört und kein Leid und Geschrei und keine Thränen mehr sind. Ich stieß aber auf einen längs durch das Gebüsch gezogenen starken Draht, welcher ohne Zweifel die Annäherung an den stillen Ort verhindern oder verbieten sollte. Ich zog mich also wieder auf den Weg der Anlagen zurück. Doch die Versuchung, auf der Mauer zu sitzen, und einsam und allein in den Friedhofgarten hineinzuschauen und dann aus meiner Seitentasche ein leeres Blatt hervorzuholen für meinen Tirolerjäger, der lieber bei Magenta gefallen, als in ein solch namenloses Elend hineingerathen wäre, — ja, diese Versuchung lockte mich unwiderstehlich. That ich etwas unrechtes, entweihete ich diese Stätte, wenn ich in der Stille dort nach meinem Stifte griff und ein gütiges Geschick mir vielleicht noch etwas besonderes schenkte? Nein, der Draht war offenbar nicht für mich gezogen. Ich wartete einen Augenblick ab, wo mich Niemand bemerkte, verschwand zwischen dem Gesträuche, schlüpfte unter dem Drahte hindurch und ließ mich auf der Mauer nieder.

Da sitze ich nun und stütze meine Füße auf eine breite zweite Mauer, welche quer durch den ganzen

Fri  
Gr  
gelo  
rag  
St  
ode  
lieg  
sam

Er  
Au  
den  
ein  
der  
Gr  
sch  
Se

her  
gra  
mic  
Pa

dies  
jah  
stor

ver  
und  
der

Th  
abf  
tief  
unt  
kon  
lich  
flec  
wie  
mit  
Si

mei

ver

gen

ver

Fro

an

fä

off  
ich  
sei

gef  
wie  
ein  
am

Friedhof läuft. In dieselbe sind links und rechts Grabsteine von schwarzem und weißem Marmor eingelassen, deren Kreuzlein und Dächlein darüber herausragen. Links und rechts auch strecken sich, durch Steineinfassungen von einander getrennt, die einzelnen oder doppelten Gräber. — Wer mag alles dadrunten liegen, wo zwischen Farnkräutern und Immergrün einsame Rosen stehen?

Ein Gärtner kommt mir jetzt näher und näher. Er schneidet und haut mit scharfer Sichel überall die Ausläufer ab, damit die Ranken nicht über die trennenden Einfassungen hinüberwuchern und zuletzt Alles zu einer Wildniß werde. Wie erbarmungslos fällt unter der Sichel, diesem Sinnbild des Todes, das junge Grün mit seinen Blättern und Blüthentnospen! So scharf prägte sich dieses Bild noch nie in meiner Seele ein.

Nun beuge ich mich seitwärts, um von oben herab wenigstens einen der vielen in Marmor gegrabenen Namen zu lesen. Ich buchstabiere die für mich verkehrt stehenden Lettern. Ich lese — „Ida von Hammerstein“.

Wie? Sollte die Frau, die mir als Porträt zu dieser Erzählung diente und von deren letzten Lebensjahren ich nie mehr etwas erfuhr, hier in Basel gestorben sein? des kleinen Alfreds Mutter? —

Wir verließen sie in der Nacht, wo der Knabe verloren ging. Der Präsekt, brieflich von der Sache unterrichtet, kam im Laufe des Vormittags selbst zu der ihres einzigen Kindes beraubten Mutter.

„Ich bitte um Entschuldigung, Madame, daß ich Ihnen zu so ungewohnter Morgenstunde einen Besuch abstatte; aber ich darf nicht säumen, Ihnen mein tiefstes Bedauern darüber auszusprechen, daß hier unter meinen Augen ein solcher Frevel verübt werden konnte. Der Ruf unserer Stadt, in welcher sich jährlich so viele Fremde aller Nationen einfänden, ist besleckt, und ich werde alles thun, um diesen Makel wieder auszulöschen. Den Soldaten Rainer ließ ich mittelst eines Dolmetschers schon vernehmen. Kennen Sie diesen Menschen als einen ehrlichen Mann?“

„Ja, Herr Präsekt, sonst würde ich ihm nicht meinen Sohn anvertraut haben.“

„Sie halten also seine Ausjagen für durchaus zuverlässig?“

„Gewiß, so zuverlässig, als hätte ich sie selbst gemacht.“

„Ihr Vertrauen scheint demnach unbedingt? Aber verzeihen Sie, Madame! es hat doch schon manche Frau ihr Vertrauen auf einen Unwürdigen gesetzt.“

Alfreds Mutter wurde betroffen: denn sie mußte an ihren eigenen Gatten denken.

Der Präsekt fuhr fort: „Es ist mir nämlich auffällig, daß dieser Mensch, der sonst den Eindruck eines offenen Charakters macht, so entschieden die Vermuthung, ich möchte sagen, die Behauptung ausspricht, der Knabe sei von den Kunstreitern geraubt worden.“

„Auch ich,“ sagte Frau von Hammerstein, „machte gestern die Bemerkung, daß Rainer auf dieser Ansicht wie auf einer fixen Idee beharrt. Aber gerade für einen offenen Charakter muß wohl diese Vermuthung am nächsten liegen.“

„Also halten Sie es,“ frug der Präsekt von Neuem, „für absolut unmöglich, daß der Soldat Rainer von irgend Jemand bestochen ist und die Hand zum Raube bot?“

Frau von Hammerstein schien sich zu besinnen. Die Frage erweckte in ihr zum ersten Mal einen Verdacht gegen Rainer. Sie kannte die Welt bis vor Kurzem, so zu sagen, gar nicht. Erst ihr eigener Mann ließ sie einen erschreckenden Blick hineinwerfen, und jetzt wurde sie aufgefordert, ihr Auge noch weiter zu öffnen. Sie erwiderte nach einigem Besinnen: „Bis jetzt ist mir nie ein solcher Gedanke gekommen, Herr Präsekt. Unsere Tiroler sind ehrliche Leute. Freilich Ausnahmen,“ setzte sie seufzend hinzu, „gibt es überall.“

„Meine Bärner, Madame, gelten auch für die biedersten Leute der Welt. Aber ich bin auch schon unerwartet ganz infamen Schurken begegnet. Durch die ganz bestimmte Annahme eines von den Kunstreitern verübten Verbrechens schien mir dieser Tiroler den Verdacht von einer anderen Seite ablenken zu wollen. Kann in der That außer den Kunstreitern Niemand ein Interesse daran haben, diesen in ganz Bau bekannten, bildschönen Knaben, Ihr einziges Kind, zu rauben?“

Frau von Hammerstein schwieg.

„Überlegen Sie sich die Sache nochmals“, fuhr der Präsekt fort. „Thun Sie selbst Ihre Schritte, ich werde die meinigen thun, oder besser, ich habe sie schon gethan.“

„Darf ich wissen welche, Herr Präsekt?“

„Gewiß, Madame. Die Kunstreiter sind heute früh zwei Uhr nach Spanien abgereist. Die Bilette lauteten auf San Sebastian. Vermuthlich werden sie dort einige Vorstellungen geben. Ich telegraphirte gleichzeitig an den Festungskommandanten und an den Polizeidirektor und ersuchte um größte Vorsicht bei den Nachforschungen, damit man keinen Verdacht erwecke, wodurch das Leben des Knaben gefährdet werden könnte. Ich bitte Sie zugleich, Madame, um eine oder mehrere Photographien Ihres Sohnes, damit ich eine davon sofort nach San Sebastian schicken kann. Die weitere Maßregel ist die, daß ich Ihren Knaben mit Beifügung seines Bildes ausschreiben, und den von Ihnen mir schon brieflich angegebenen Preis für die Wiederbringung des Verlorenen aussetzen lassen werde. Endlich werde ich Ihren biederen Tiroler, ohne daß er es merkt, überwachen lassen.“

Mit diesen Worten verabschiedete sich der Präsekt. Frau von Hammerstein aber überlegte, was zu thun sei. Daß sie die Nachricht von dem Verschwinden Alfreds sofort ihrem Gatten telegraphisch zu melden und die ihr bekannten Umstände in einem nachfolgenden Briefe zu beschreiben habe, darüber konnte bei ihr kein Zweifel herrschen. Sollte sie aber auch in diesem Schreiben ihren Verdacht aussprechen? Im Falle derselbe unbegründet wäre, müßte er auf ihren Gatten empörend wirken. Vielleicht war dessen Herz ihr gegenüber doch noch nicht so verhärtet, sondern nur aus der richtigen Bahn gekommen, und konnte wieder gewonnen werden. Nein, von sich aus durfte sie nichts erwähnen. Aber war sie nicht berechtigt,

ja verpflichtet, die Ansicht des Mannes ihm mitzutheilen, welcher die Nachforschungen nach dem Verschwundenen übernommen hatte. Es handelte sich um Ansichten und Schritte des obersten Administrativbeamten des ganzen Departements. Sie selbst gab dem Präfecten nicht den geringsten Anlaß zu den von ihm aufgeworfenen Fragen. Sie wiederholte, wenn sie es schrieb, nur die Ansicht wörtlich eines anderen. Das durfte, ja, das mußte sie thun; und sie that es, wartete aber noch die telegraphische Antwort von San Sebastian ab, deren sofortige Mittheilung der Präfect ihr versprochen hatte. —

Rainer kam inzwischen, um sich nach Frau von Hammerstein zu erkundigen und ihr zu sagen, daß er seiner Toni geschrieben habe, welche gewiß ganz untröstlich über die Nachricht und mit ihm einverstanden sein werde, daß er die ganze Welt durchwandere, bis er den Knaben finde.

Alfreds Mutter sah sich außer Stande, diese Worte als Heuchelei aufzufassen. Dennoch wollte sie dem Präfecten gegenüber Gewißheit haben und frug den Tiroler:

„Warum glaubet Ihr denn so fest, daß die Kunstreiter den Alfred raubten?“

„Wer anders soll ihn denn weggenommen haben?“

„Nun, der Herr Präfect meint, es sei doch möglich. Er hat sogar Euch im Verdacht, daß Ihr Alfreds Aufenthalt kennt.“

Rainers Züge wurden ganz starr, und sprachlos stand ihm der Mund offen. So überfiel ihn bei den Worten der Frau von Hammerstein ein Schrecken.

Alfreds Mutter vermochte diesen Schrecken nicht recht zu deuten. Ein mißtrauisch gemachtes unglückliches Herz mißtraut zuletzt Jedermann, auch dem besten Freunde. Sah sich Rainer gar durch ihr Wort verathen, entlarvt? Sie schaute ihn mit einem durchdringenden Blicke fragend an, und als er noch immer nichts antwortete, sagte sie:

„Rainer, gestehet mir offen, hat Euch in letzter Zeit mein Mann geschrieben oder habet Ihr ihn gesehen?“

Der Gefragte machte ein Gesicht, als habe er den Verstand verloren.

„Nun, Rainer, so gebet mir doch Antwort und reißet mich um Gotteswillen aus dieser Ungewißheit!“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau,“ erwiderte er ganz verwirrt; „aber ich verstehe Sie nicht. Ich fürchte, eines von uns ist krank. Der Schmerz kann einen krank machen. Ich soll den gnädigen Herrn gesehen haben? Kann auch der gnädige Herr hier sein, ohne daß er zu seiner Frau kommt?“

Ihr habet Recht, Rainer; ich überlegte nicht, was ich sagte. Ja, der Schmerz macht krank.“

Nach diesen Worten trat die Kammerfrau mit einem Schreiben ein. Dasselbe kam vom Präfecten und enthielt eine Abschrift des aus San Sebastian eingelaufenen Telegramms:

Bei der Kunstreitergesellschaft, hieß es, befänden sich mehrere blonde Kinder. Weitere Erfolg versprechende Nachforschungen seien erst nach Empfang der Photographie möglich.

„Gnädige Frau!“ flehte Rainer, nachdem er diese Nachricht vernommen, „schicken Sie mich selbst nach San Sebastian, ich will Ihnen den Alfred wieder bringen. Sie können doch nicht gehen; eine Frau kann überhaupt nicht gehen. In diesem Fall kann nur ein Mann etwas ausrichten, und ich bin hier der einzige Mann, der Ihren Alfred kennt. Schicken Sie mich, säumen Sie nicht, bis es zu spät ist.“

Frau von Hammerstein zweifelte jetzt nicht mehr an der Unschuld und Aufrichtigkeit Rainers, und hätte sie ihrem Herzen folgen können, sie würde heute noch den Freund ihres Knaben nach Spanien geschickt haben. Doch ohne Einwilligung des mißtrauisch gewordenen Präfecten ging es nicht, und auch die Zustimmung ihres Mannes glaubte sie abwarten zu müssen. Vielleicht wollte er selbst gehen.

„Rainer,“ sagte sie zu dem flehenden Tirolerjäger, „es geht nicht, nein, so schnell geht es nicht!“

„Warum nicht, gnädige Frau?“

„Ich bin ein armes schwaches Weib; ich kann nicht so selbständig handeln. Auch raubt mir der Schmerz die Ruhe und Ueberlegung. Der Herr Präfect hat die Sache in die Hand genommen. Er muß doch die richtigen Wege und Schritte kennen. Ich kann den hohen Herrn, der mir seine Hilfe angeboten hat, nicht vor den Kopf stoßen!“

„O, der Präfect, der hohe Herr, der Mann!“ rief Rainer aus. „Glauben Sie nicht, gnädige Frau, daß in einem solchen Falle ein Weib, eine Mutter besser sieht? Sagt Ihnen nicht auch Ihr eigenes Herz: Rainer, gehe und suche und bringe mir meinen Alfred?“

„Doch, Rainer, das Herz sagt es mir, aber nicht der Verstand, so schnell kann es nicht gehen, wie Ihr meint, lieber Freund! Ihr ginget, wie Ihr steht und gehet, nicht wahr?“

„Gewiß, gnädige Frau.“

„Aber der Mensch, der Euch den Knaben von der Hand wegraubte, würde Euch ja schon von Weitem erkennen und sich vor Euch hüten. Sehet Ihr nicht, daß der Schmerz nicht bloß krank, sondern auch blind macht? Ihr könntet doch nicht in Eurer Uniform gehen, Ihr müßtet Euch verkleiden und erst besinnen, auf welche Art.“

„Sie haben Recht, gnädige Frau; daran dachte ich nicht.“

„Und noch etwas, Rainer. Ihr seit ja noch gar nicht frei, wenn Ihr auch hier in der Stadt frei herumgehen dürft. Ihr seid, ehe der Friede wirklich abgeschlossen ist, noch ein Gefangener und könntet ohne ganz besondere Erlaubniß die Stadt gar nicht verlassen. Nein, ohne den Präfecten, der uns diese Erlaubniß erwirkt, geht es nicht.“

„Es muß gehen, gnädige Frau; es muß gehen.“

(Fortsetzung folgt.)

### B e s e f r ü c h t e.

Sei lieber ein Herr, der einem Diener gleich arbeitet, als ein Diener, der faulenzet wie ein Herr.